

nur schwer zu erfassen ist. Und es kommen nicht nur Enttäuschungen, sondern auch Verletzungen zum Ausdruck.

Doch darum geht es nicht. Worte sagen Unsagbares aus, Empfindungen, Gefühle, die mit der Liebe zur Kirche und zum Evangelium zusammenhängen. Anfragen sind Ausdruck von Sorge um Kirche und damit auch der Hoffnung und Liebe zur Kirche in Deutschland und in der weiten Welt. Ich denke, darum geht es Gnana Robinson. Dafür danke ich ihm. Ich bitte aber auch ihn und unsere Geschwister in den Kirchen in Übersee, besonders in Indien, daß sie uns bei der notwendigen inneren und damit vielleicht auch äußeren Erneuerung unserer Kirche beistehen.

Henje Becker

Brief an Professor Dr. Gnana Robinson

Lieber Bruder Robinson!

Haben Sie vielen Dank für Ihre „Ökumenischen Anfragen an die Gemeindegewirklichkeit in Deutschland“!

Sie machen es dem Leser insofern leicht, als Sie schon in den ersten Sätzen feststellen, daß Ihre Anfragen keine verallgemeinernden Urteile sein sollen, daß Sie die Existenz und Wirkung ernsthafter Christen in Deutschland voraussetzen und ausdrücklich einräumen, daß Sie etwas falsch sehen oder sagen könnten. Sie stellen sich bewußt der Kritik und Korrektur durch Ihre Leser.

Sonst kann man sicherlich nicht sagen, daß Sie es dem Leser leicht machen. Das ist ja auch nicht Sinn der Sache und der Einladung an Sie, Ihre „Anfragen“ zu formulieren. Diese Anfragen sind in vielen Abschnitten eine harte Rede. Aber die Leser dieser Zeitschrift werden sich gern auf das Gespräch mit Ihnen einlassen. An nicht wenigen Stellen liegt die Versuchung nahe zu sagen: Hier überspitzt er; hier ist nicht genügend differenziert. Aber niemand sollte sich mit solchen durchaus begründbaren Beobachtungen Ihren brüderlichen Bußruf vom Halse oder Gewissen schaffen. Wir merken Ihnen die ökumenische Leidenschaft an. Sie schreiben von uns Deutschen nicht als „Sie“ oder „Ihr“. Sie versetzen sich mit dem geschwisterlichen „Wir“ in unsere Lage. Nur selten habe ich das so erlebt.

Ich verstehe mich nicht als „Abfederer“ oder „Dolmetscher“. Das haben weder Sie noch wir nötig. Ich freue mich der Gunst der Lage, als einer der ersten Ihre Einladung zum Gespräch annehmen zu können. Auch dies ist nur unter der Voraussetzung gegenseitiger Verzeihung möglich, von der Sie in Ihren „Anfragen“ bewußt ausgehen.

1. Die ökumenische Dimension unseres Lebens

Sie schreiben von der ökumenischen Dimension Ihres Lebens, die Gleichgültigkeit nicht zuläßt, schon gar nicht gegenüber einer Kirche, zu der Sie fünf Jahre lang gehört haben.

Offensichtlich gibt es bei uns erhebliche Mängel an Bereitschaft zum ökumenischen Teilen. Es gibt die Versuchung, Aufgaben in der Ferne zum Alibi für die lokale Verantwortung zu machen. Aber Frage: Ist Ihnen die, wie wir hoffen, echte ökumenische Lebensdimension hierzulande so wenig begegnet? Die ökumenischen Schwestern und Brüder, zu denen wir gehören und die zu uns gehören, sind nicht Zutat und Schmuck, sondern gehören zur Substanz unseres Lebens. Wenn sie uns verlassen würden, die Freundschaft mit uns aufgäben, uns aus ihren Gebeten und Gedanken streichen würden: es wäre wie eine kaum überlebende Amputation. Es fällt mir schwer zu verstehen, warum Sie nicht die Freundschaften zwischen Gemeinden und Kirchenkreisen hier und Kirchengebieten in Übersee, die Vielfalt der ökumenischen Verbindungen unserer Kirchen, zum Beispiel die Bemühung um Versöhnung mit den Völkern der ehemaligen Sowjetunion, in Ihre doch bewußt ökumenisch gemeinten Anfragen aufgenommen haben. Ein Altpräses der Vereinigten Evangelischen Mission darf nach Ihrer Wahrnehmung unserer Bemühungen fragen, uns aus einer *deutschen Missionsgesellschaft* zu einer *ökumenischen Missionsgemeinschaft* („United-in-Mission“) zu verändern, in der Verantwortung, Macht und Mittel zwischen Afrikanern, Asiaten und Europäern gerecht verteilt werden.

Menschen wie Sie und Ihre Frau haben seit vielen Jahren unser Glauben, Denken und Handeln verändert. Sicher sind dies nur Ansätze, und viel mehr müßte erkannt und getan werden. Aber sie sind wirklich und wirksam. Meine Bitte: Weiten Sie doch Ihre Anfragen auf diese Ansätze einer ökumenischen Gemeindewirklichkeit aus!

2. Vergleiche

Warum erleichtern Sie nicht sich und uns das Verstehen und Verstandenwerden durch Vergleiche? Sie haben doch eine ungemein reiche Erfahrung über die Art, wie Christen und Kirchen in Indien und anderen Teilen der Welt leben. Viel Wunderbares und in hohem Maße Anregendes wäre zu hören. Aber es käme wohl auch zur Sprache, wo andere Kirchen schwach und ratlos sind, daß auch sie Ökumene brauchen. Ich erinnere an einen Text aus Canberra: „Bisweilen bedeutet Teilen, daß auch Leere und Leid, nicht nur Fülle und Freude, dargebracht und empfangen werden. Teilen kann und darf nicht eingeschränkt werden, weder im Geben noch im Nehmen“ (Im Zeichen des Heiligen Geistes, 1991, S. 256).

Vergleiche dürfen nie zu einem Alibi dafür werden, sich intensiv und umkehrbereit mit der eigenen Lage zu beschäftigen. Sie sind vielmehr ein Ansporn, eine Hilfe, eine Einbindung in die Gemeinschaft.

Bitte: Schreiben Sie uns doch eine ökumenische *Rundschau* zu unserer Situation!

3. Pastoren und Pastorinnen ohne Berufung?

Henje Becker ist auf Ihren Text nahezu flächendeckend eingegangen. Darum bin ich frei, mich auf einige Fragen zu konzentrieren. Eine davon betrifft Ihre Anfrage an Beruf und Berufung von uns Pastoren und Pastorinnen.

Wenn Ihre Beobachtungen zuträfen, dann müßte ich 33 Jahre lang als Pfarrer und davon 24 Jahre lang als Superintendent mit Männern und Frauen zusammengear-

beitet haben, von denen die Mehrheit, wenn nicht alle, ihren Dienst als Job verstanden, Freizeit nicht hergaben, zu Opfern und Risiken nicht bereit waren und ihre eigene Bequemlichkeit über das Wohl der Gemeinde stellten. Gott sei Dank ist das Gegenteil der Fall. Wir sind weder Helden noch Kreuzträger. Aber wir versuchen, treu zu sein. Ich habe Männer und Frauen begleiten dürfen, die in ihrer großen Mehrheit mit ihren Familien über das Maß der Kräfte hinaus für Menschen und Gemeinde da waren. Sie litten an der Kirche und stellten sich ihren Schäden, die Sie mit vollem Recht nennen.

Ist Ihnen an dieser Stelle nicht doch eine Verallgemeinerung unterlaufen?

4. Gebete und Erwartung – kann man das messen?

Sie schreiben vom ritualisierten, zur Information heruntergekommenen Gebet, vom Gebet ohne die Erwartung, daß Gott tut, worum wir ihn bitten. Es gibt fraglos diese Versuchung zum „liturgischen Atheismus“, der sich aus der Einheit von Beten und Handeln gelöst hat. Aber kann man messen, ermessen, ob einer erwartet, worum er bittet? Diese Frage geht auch das persönliche Gebet an. Aus eigener Krankheitserfahrung weiß ich, wie Fürbitte durchträgt und in der Hoffnung auf Erfüllung vorgebracht wird. Viele unserer Pastoren und Pastorinnen bereiten ihre gottesdienstlichen Gebete mit großer Sorgfalt vor und wollen der Versuchung entkommen, den dreieinigen Gott durch Wörtermachen zu verraten. Ich frage hier vor allem zurück: Kann man diesen Bereich der Gemeindegewirklichkeit messen, beurteilen? Sind hier nicht Gemeindegewirklichkeit und Christuswirklichkeit nahezu identisch?

5. Deutschland

Mein letzter Punkt ist wieder eine Bitte um Fortsetzung. Während Ihres Aufenthaltes bei uns sind die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik zu einem Staat geworden. Einheit fand statt. Begeisterung ging hoch. Ernüchterung folgte. Sie kommen aus einem Land, das um seine Einheit ringt, das beim Gewinn der Freiheit den Verlust der Einheit erlitt (Indien, Pakistan, Bangladesch). Wie hat sich in Ihrer Wahrnehmung die Einheit Deutschlands auf unsere Gemeindegewirklichkeit ausgewirkt? Eine nüchterne Bestandsaufnahme mit den Augen eines Freundes wäre eine Hilfe.

Der beste Dank für Ihren brüderlichen Bußruf ist es, ihn konsequent zu durchdenken und an die Arbeit zu gehen. Ich nenne hier nur die Herausforderung „Gott und Brot“ und den Weg von einer Betreuungskirche zur dienenden Kirche.

Noch eines: Wenn es uns doch gelänge, die Erwartungen unserer ökumenischen Freunde weniger zu enttäuschen! Vielleicht darf ich hierzu ein Erlebnis aus Indien weitergeben. Als meine Frau und ich 1967 die Gossner-Kirche (Südbihar) besuchten, wurden wir eines Tages mit einem überraschenden Bajon (geistliches Volkslied) empfangen: „Das Wort Gottes kam aus Berlin!“ Johannes Evangelista Gossner (1773 bis 1858) hatte 1844 biblisch ausgebildete Handwerker und zur Armut bereite Theologen nach Indien gesandt, aus Berlin. Das war nicht das Berlin der Großen und der vollen Kirchen. Das war das Berlin der kleinen Leute, der Vereine und Gruppen.

Das sollten unsere Freunde erfahren, die hier Riesiges erwarten. Auch heute lebt die Kirche vom Dienst Begeisterter und Entschlossener. Die sollten sich finden. Und ist dies nicht längst im Gange?

Von Herzen wünschen wir Ihrer Frau und Ihnen Gottes Geleit und Kraft für den Abschluß Ihrer Arbeit in Soest und für den dann folgenden Dienst des Prinzipals des Psychological College in Bangalore. Wir möchten gern mit Ihnen in Verbindung bleiben, schon wegen der erbetenen Erweiterung Ihrer Anfragen und einer ökumenischen Rundschau. Wir brauchen die Hilfe unserer ökumenischen Schwestern und Brüder für den weiteren Weg unserer Kirche.

Ihr Klaus v. Stieglitz

„Ein Kontinent in den Zeiten der Cholera“

Zum zweiten Kongreß „Sozialer Wandel und christliches Denken in Lateinamerika“

„Als Ausgangspunkt meiner Beschreibung der Entwicklung der theologischen Reflexion in Lateinamerika während der letzten zwanzig Jahre wähle ich eine Darstellung der Befreiungstheologie. Sie ist heute die einzige theologische Richtung in Lateinamerika, die autochthon ist, und sie ist heute der Bezugspunkt jeder theologischen Diskussion auf dem lateinamerikanischen Kontinent.“ Mit diesen Worten erläuterte *João B. Libânio* (Brasilien) seine methodische Position zu Beginn des „Panoramas der Theologie Lateinamerikas in den letzten zwanzig Jahren“, das er am Zweiten Internationalen Treffen „Sozialer Wandel und christliches Denken in Lateinamerika“ in El Escorial bei Madrid (29. Juni bis 4. Juli 1992) gehalten hat. Zwanzig Jahre nach dem ersten Treffen vorgetragen, auf dem die Befreiungstheologie nicht nur zum ersten Mal über Lateinamerika hinaus internationale Aufmerksamkeit fand, sondern auch entscheidende Impulse für ihre Weiterentwicklung und Verbreitung in Lateinamerika erhielt¹, ging es J. B. Libânio nicht um eine Bilanz, sondern um eine Erläuterung des Zusammenhangs, wie die lateinamerikanischen Befreiungstheologen in der Weiterentfaltung und Rezeption ihrer theologischen Reflexion auf die Veränderungen der kirchlichen, ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Situation reagiert haben. Versteht sich doch Befreiungstheologie als Reflexion jener befreienden Praxis von Christen, welche die jeweilige historische Konstellation als „Zeichen der Zeit“ (und damit als Anruf Gottes) zu verstehen und als Herausforderung für ein veränderndes Handeln zu begreifen versucht.

Gemäß einem solchen methodischen Selbstverständnis spielten auf dem Madrider Treffen jene Referate und Diskussionen eine entscheidende Rolle, in denen die theologische Selbstvergewisserung und die Diskussion neuer Perspektiven im Vordergrund standen. Mit dem Ende des Staatssozialismus in Osteuropa verlor für die Lateinamerikaner nicht nur ein zum westeuropäischen und nordamerikanischen Kapitalismus alternatives Paradigma für Wirtschaft und Politik seine Plausibilität. Mit dem damit gegebenen Ende des Ost-West-Gegensatzes verstärkte sich gleichzeitig der hegemoniale Druck der USA auf den lateinamerikanischen Kontinent. *Javier Goroitiaga* (Nicaragua) wies in Madrid mehrfach darauf hin, daß die damit gegebene